

Mein Körper, mein Territorium

Indigene Frauen im Kampf gegen Raubbau-Kapitalismus wappnen sich mit Schwesternschaft und alternativen Führungsmethoden.

Von Rocio Silva Santisteban

Als ich ein fünfjähriges Mädchen war, fand mich meine Großmutter mit dem Ohr am Küchenboden klebend: „Pass auf, du wirst die Geister der Guaca (in der Kultur der Anden die Bezeichnung für „lokale Gottheit“, Anmerkung) hören und sie werden dich in die Tiefe der Erde ziehen“, warf sie mir vor. Das war ihre Art, mich davon abzuhalten, am Boden zu kriechen und mich schmutzig zu machen. Es hat mir große Angst gemacht. Ich hielt dann mein Ohr an den Boden, um dem Klang der Erde zu lauschen, dieser Pachamama (Deutsch: „Mutter Erde“), von der Großmutter sprach.

Obwohl ich selbst eine Städterin aus Lima, Mestizin und Asthmatikerin bin, lebt der einzigartige und mystische Sinn, den wir Lateinamerikanerinnen für unsere Erde haben, in mir auf eine angestammte Weise weiter. Es ist eine Empfindung, die wir vor der Vernunft verbergen und in der Erinnerung bewahren. Schon seit Langem erfordern die interkulturellen Beziehungen zwischen der urbanen Welt und den Amazonas- und Andenvölkern in Peru ein tiefgreifendes Umdenken: Wenn wir von den „Wesen der Natur“ sprechen, dann tun wir dies von einer anderen ontologischen Grundlage aus als in der westlichen Welt. Das ist der

radikale Unterschied der Erwartungen an „Entwicklung“ – mit allen dazugehörigen Adjektiven – zwischen der ländlichen Bevölkerung und großen Bergbauprojekten, Banken, Beamten, Bergleuten und politischen Eliten. Es sind die indigenen Frauen, die dies am deutlichsten verstanden haben und die mit ihrem Körper für das kämpfen, woran sie glauben.

Im Mai 2019 befragte eine junge Wirtschaftsstudentin bei einem Seminar drei Frauen aus dem Amazonasgebiet über die Möglichkeit, die Natur zu „bewerten“. Als keine Antwort kam, habe ich als Moderatorin nachgefragt – und musste feststellen: Alle drei hatten die Frage bewusst ignoriert. Sie hatten es satt, dass sie der Natur einen Preis geben und sie in eine Ware verwandeln sollten, damit die westliche Welt ihren Wert verstehen kann. Alle drei wiesen sehr verärgert auf die Perversität des Versuchs hin, Natur an einem Ort zu „kaufen“, um sie an einem anderen zu plündern. Für die drei indigenen Frauen war Monetarisierung der Natur ein Unding. Alle drei empfanden die Natur als ein Lebewesen, das wir bewohnen und das uns bewohnt, das wir begleiten und das uns begleitet – wie die Guaca meiner Großmutter. Die Frauen der indigenen Gruppen



Eine Vertreterin der Aymara, eine der ältesten noch existierenden Volksgruppen der Hochanden, beim Protestieren

AFP

der Quechua, Yiné oder Harákmbut leben mit der Erde, gehören zur Erde. „Umwelt“ steht nicht in einer Subjekt-Objekt-Beziehung, sondern in einer Subjekt-Subjekt-Beziehung: Daher macht eine indigene Frau, die ihr Territorium verteidigt, es zum Subjekt.

Im November 2011 drang ein Schaufelbagger in das Land der Familie von Máxima Acuña de Chaupe ein, um ihr Lehmhaus zu zerstören und sie zu vertreiben; Jhilda, die jüngste Tochter, warf sich vor die Maschine, um sie aufzuhalten. Ein Polizist näherte sich und schlug sie mit der Vorderseite eines AKM-Maschinengewehrs. Máxima dachte, ihre Tochter sei tot und stürzte sich auf die Polizisten. Sie wurde brutal zusammengeschlagen. Wenn Frauen nichts haben, womit sie ihr Territorium schützen können, schützen sie es mit ihrem Körper. „Mein Körper, mein Territorium“, der Slogan lateinamerikanischer Feministinnen, wurde etwa beim mittlerweile eingestellten



Rocio Silva Santisteban:
Aktivistin aus Peru ANDINA

Global Female Future

Dieser Text stammt aus dem Buch „Global Female Future“, herausgegeben von Andrea Ernst, Ulrike Lunacek, Gerda Neyer, Rosa Zechner und Andreea Zelinka. Zechner und Lunacek diskutieren heute um 19 Uhr im Weltladen Graz.



Kupfer- und Goldbergbau-Projekt Conga in der Region Cajamarca oder bei der Antapaccay-Kupfermine des Schweizer Konzerns Glencore im Hochland von Cuzco täglich lebendig. „Mein Territorium, mein Körper“ – und Tausende von Frauen, die an vorderster Front der Demonstrationen stehen, heben ihre Hände, lachen und schützen Lagunen und Oberläufe der Flusseinzugsgebiete.

Wenn jedoch staatliche Beamte und lokale Anführer beschließen, sich an einen Verhandlungstisch zu setzen, werden die Frauen in die Küche geschickt, um das gemeinsame Mahl zuzubereiten. Die patriarchale Logik stellt die Verbindung zwischen den Anführern und den Beamten her: Ihr Dialog ist von Mann zu Mann.

Es ist unmöglich, die angespannten Beziehungen und die verschiedenen Formen der Gewalt im Kampf um Land in Lateinamerika zu verstehen, ohne die Beziehungen zwischen dem „Abhängigen Patriarchat“, dem

Machismo, dem Kolonialismus und dem Raubbau-Kapitalismus durch Vertreibung zu berücksichtigen. Diese sind in eine zutiefst ungleiche Gesellschaft eingebettet, die das Anderssein als etwas zu Opferndes betrachtet, die indigenen Ontologien als pantheistisch verachtet und die Frauen in den realen Räumen der Macht einmal mehr unsichtbar macht.

Angesichts dieser Situation wappnen sich die Frauen mit anderen Waffen: Fürsorge, Schwesternschaft, Führungsmethoden, die sich von den männlich-patriarchalen Methoden unterscheiden, und eine starke Verbindung zwischen Körper und Natur. Denn sie wissen, dass der Raubbau-Kapitalismus beide auf gleiche Weise ausbeutet. Frauen im Widerstand gegen den Extraktivismus wenden eine Vielzahl kreativer Strategien an, von der Unterstützung bei der Betreuung der Kinder anderer Frauen bis hin zu reinen Frauendemonstrationen,

um einen verstärkenden Effekt in den Medien zu erzielen. Indem sie ihr Land auf diese Weise verteidigen, fördern sie die lokale Kultur, ihre künstlerischen Tätigkeiten und oft auch die Verbreitung von Gedichten und Liedern, um die Geschichte ihres Kampfes zu erzählen. Ihre Eigenkomposition „Yo soy una jalqueñita“ („Ich bin eine Jalqueñita“ – also eine Frau aus der Region Jalca im Anden-Hochland, Anmerkung) sang Máxima Acuña, als sie 2016 den Goldman-Preis erhielt.

Auch das Bündnis zwischen Frauen vom Land und jenen aus der Stadt ist eine wirksame Strategie, die allerdings zu wenig genutzt wird. Die Schwesternschaft, wie im Fall von Máxima Acuña de Chaupe und ihrer Anwältin Mirtha Vásquez, der späteren kurzzeitigen Parlamentspräsidentin und Premierministerin, stärkt sowohl rechtliche als auch symbolische Strategien und bekräftigt die Sichtbarkeit der Frauenkultur.

Ich persönlich bin davon

überzeugt, dass es notwendig ist, mit den Männern selbst über Machismo und das abhängige Patriarchat zu sprechen und hervorzuheben, dass die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen der gesamten Gemeinschaft zugutekommt. Je mehr Frauen sich frei und erfüllt und anerkannt fühlen und in Organisationen, Kommunen oder anderen regionalen Räumen mitwirken, desto besser wird es für die Gemeinschaft sein, insbesondere für die Kinder.

Wenn die Frauen ihr Potenzial leben können, wird es besser gelingen, die Ernährungssouveränität zu schützen und die Auswirkungen des Klimawandels abzumildern. Die Anerkennung der Frauenkultur als Friedenskultur, als ein auf Fürsorge ausgerichtetes Leben, ist etwas, das wir als zivilisatorischen Paradigmenwechsel in Betracht ziehen müssen: Es ist ein konkretes Handeln, das wir Frauen uns – vereint und auf der ganzen Welt – auf unsere Fahnen schreiben müssen.